

Herrad Schenk

Mamas Vermächtnis

Roman

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2012

© 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schrift-
liche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture/Readmade-Images

Gesetzt aus der Goudy Old Style

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04425-6

1.

Die Trauerfeier

Mama ist tot.

Sie war doch immer da. Unvorstellbar, dass sie mal nicht mehr da sein könnte. Gar nicht auszudenken. Mammalein, Mamachen! Thea würgte an einem Schluchzen, es hörte sich wie ein trockenes Schlucken an.

Die Trauerfeier war ein groteskes surreales Theaterstück. Doch Mama war wirklich tot. Tot hatte sie auf ihrem Bett gelegen, das seltsam groß wirkte, viel zu hoch, sie schien noch mal geschrumpft, bis auf die riesigen leeren Augen, die starr ins Nichts schauten. Jetzt befand sie sich da im Sarg auf dem Katafalk, Eiche barock, keine zwei Meter entfernt, auch der Sarg war zu groß für sie, und Thea konnte durch das Holz hindurch ihren Gesichtsausdruck sehen. Kränze und Blumengebinde, alles Schnickschnack, versöhnten sie nicht. Jemand sprach feierlich am kleinen Rednerpult neben ihr. Jetzt sei Gelegenheit zu Nachrufen gegeben, hatte die Trauerrednerin verkündet. Einen Pfarrer hätte Mama nicht gewollt, kein religiöses Ritual. Jedwedes weihevollen Gesäusel, auch weltlicher Natur, war ihr zuwider. Thea, stocksteif, stellte sich vor, wie sie von innen gegen den Sargdeckel klopfte, ungehalten.

Glaub nicht, du wärst mich los, nur weil ich gestorben bin!

Eine beeindruckende Frau mit einer einzigartigen Ausstrahlung. Ein ganz ungewöhnlicher Mensch. Eine großartige Persönlichkeit in einem zuletzt so fragilen Körper.

Und jetzt? Was jetzt? Die schwere Zeit war vorüber. Würde sie aufatmen, wieder leben können? Sie war so schrecklich allein. War sie doch immer schon gewesen. Und ihr eigenes Leben nun fast vorbei.

Der da gerade redete, musste wohl ein Schauspieler sein, ein ehemaliger Kollege. Thea bekam nicht viel mit. Alles zerfloss. Von Beileidsbezeugungen bitten wir abzu- sehen. Sie hatte »wir« auf die Todesanzeige setzen lassen, obwohl es doch nur sie allein gab, die Vettern Wolfgang und Ulrich samt Ehefrauen zählten nicht wirklich. Nichtsdestoweniger war sie heilfroh, dass die jetzt rechts und links neben ihr saßen. Jochens Schwester Marga zählte erst recht nicht, und Margas Kinder, Theas angeheiratete Neffen und Nichten, selbst die Kinder von Ulrich und Wolfgang, hatten Mamachen überhaupt nur von Weitem gekannt. Sehr anständig, dass sie trotzdem gekommen waren, sogar die behinderte Irene. Doch eigentlich hatte es seit Anbeginn der Zeiten nur Mama und Thea gegeben, sicut erat in principio et nunc et semper et in saecula saeculorum. Sodass durchaus Grund zu Zweifeln bestand, ob es sie überhaupt ohne Mama würde geben können. Wenn dies nur schon vorüber wäre. Ulrich schaute prüfend zur Seite und fasste freundlich ihren Unterarm. Er hatte Mundgeruch.

Aus den Augenwinkeln konnte sie auf der anderen

Seite des Gangs, rechts schräg hinter sich, ein paar Frauen aus dem Literaturkreis sehen. Sie schienen alle da zu sein, und Thea konnte sie denken hören: Es war höchste Zeit, diese Mutter im Sarg war fast hundert, sie sollte erleichtert sein. Ihr selbst war mehr danach, sich gleich dazulegen. Zuletzt hatte sie wirklich geglaubt, dass Mama sie überleben würde. In einem halben Jahr würde sie siebzig sein.

Die Trauerfeier war Theater. Theater war Mamachens Metier. Wäre sie zufrieden gewesen mit dieser Aufführung, in der sie als Hauptperson nur eine stumme Nebenrolle spielte? Unsäglich jammerte das Saxofon, das sie sich ausdrücklich gewünscht hatte, ein völlig unpassendes Instrument für eine Beerdigung, fand Thea, genau deswegen passte es zu Mama. Vor Jahren hatte sie mal gesagt, dass sie sich einen blauen Sarg wünsche, aber so was gab es nicht im Sortiment der Bestattungsfirmen. Die Glastür an der Längswand glitt lautlos beiseite. Nachtblau sollte er sein, mit kleinen silbernen Sternen, wie sie es auf einem mittelalterlichen Bild gesehen hatte, typisch Mama. Vier livrierte Träger fassten den gediegenen Sarg, herkömmlich hellbraun. Tut mir leid, Mamaschen!

Sie folgten zu dritt. Vetter Ulrich rechts, unangenehm wehte sein fauliger Atem um Theas Nase, Vetter Wolfgang links, mit entleerten feierlichen Mienen beide, haken sie beruhigend unter, erst der eine, dann der andere. So viele Menschen. Sie hatte sich nicht klargemacht, dass ihre Mama vor wenigen Jahren noch eine öffentliche Person war. Sie sollte sich jetzt zusammenehmen, denn alle

würden herschauen, sie musste noch eine halbe Stunde am offenen Grab die Stellung halten, dann war es endgültig vorüber, und das neue Leben begann. Sie brauchte einen Kaffee, vielleicht sogar einen Schnaps. Auch Ulrich sollte einen Schnaps nehmen, um den Mundgeruch zu überdecken.

Während der Trauerfeier hatte es geschneit. Thea konnte den sanften, weichen Flocken durch die große verglaste Seitenwand beim Fallen zuschauen, das war tröstlich, irgendwie beschwichtigend. Nun, da sie aus der Kapelle traten, brach die Sonne durch die Wolken, und auf einmal sah der alte Friedhof ringsum verklärt und feierlich und abermals ganz unwirklich aus, als sie sich um die schwarze Grube gruppierten. Abschiedsgala für Mama.

Sie registrierte aus den Augenwinkeln die Menschenmenge, die sich immer noch den Hang zum Grab hinaufschob, sogar mit Blumen in der Hand.

Was wollte dieser Mann von ihr? Dieser melancholisch blickende Hüne im schwarzen Hut, langem schwarzen Mantel, der, nachdem er sein Schüffelchen Erde auf den Sarg hatte rieseln lassen, nicht schweigend beiseitrat, sondern auf sie zukam, ihre beiden Hände packte, wie im Schraubstock presste und sie dabei feuchten Augen fixierte? Sie hatten sich dergleichen doch ausdrücklich verboten. »Ich bin Hinrich!«, murmelte er. Rat suchend blickte sie in die Gesichter der Vettern. Ulrich zuckte kaum merklich die Achseln, Wolfgang schüttelte sachte den Kopf, da war der zudringliche Mensch schon in der Menge verschwunden und tauchte auch später beim Mittagessen der geladenen Gäste nicht mehr auf.

»Sicher einer dieser unermüdlichen Verehrer deiner Mutter«, meinte Ulrich später. Er schien enttäuscht, dass das Fernsehen sich nicht mehr für Mamachens Beerdigung interessiert hatte.

2.

Die letzten Wochen

Mamachen hatte während des ganzen Winters an einer hartnäckigen Grippe laboriert. Nachdem die Lungenentzündung überstanden war, murmelte Dr. Rackermann etwas von spastischer Bronchitis. Waren es wirklich nur zwei, drei Wochen gewesen, in denen sie so verfiel? Kein wirkliches Gespräch war mehr möglich gewesen.

»Wie geht es dir?«

»Gut«, nur so dahingesagt. Oder: »Geht so.« Oder: »Siehst du ja selbst.« Was sonst hätte sie Thea auch antworten sollen.

»Was machst du heute?«

Nichts. Liegen, schlafen, dösen, ziellos herumlesen. Da bleibt man doch zwangsläufig dem Vegetativen verhaftet. Schlaf? Wieder lange wach gelegen. Appetit? Nein – wenig – gar nicht. Schmerzen? Immer Schmerzen, mal mehr – mal weniger.

Thea war jeden Tag, zuletzt auch während der Nächte, bei ihrer Mutter gewesen, die sich mit Riesenschritten entfernte. Jetzt war es also vorbei.

Manchmal waren bei Mamachen befremdliche Aggressionen aufgeflackert, die sich immer gegen Thea, nie gegen Frau B. richteten, der gegenüber sie stets gleichmäßig

höflich blieb. Geschah das, weil sie sich von ihrer Tochter gegängelt, entmündigt fühlte? Auch Thea war dann nicht immer ruhig geblieben. Sie gifteten einander an, ein kurzer dramatischer Auftritt mit funkelnden Augen, gepressten Stimmen, um kurz darauf beide verstört innezuhalten. Thea schämte sich umso mehr, als der Kampf so ungleich war und sie spürte, dass Mamachens Wut nicht wirklich ihr galt. Sie wütete gegen die Hilflosigkeit. Nichts mehr allein machen zu können, sich immer helfen lassen zu müssen, dazu die Angst: Welche Schrecken warten noch? Wie wird das Ende sein?

Nach der Lungenentzündung, dem Krankenhausaufenthalt war sie nicht mehr richtig zu Kräften gekommen. Schläff hing sie im Sessel, konnte sich kaum aufrecht halten und starrte das Telefon in ihrer Hand lange an, bevor sie sich aufraffen konnte, eine Nummer zu wählen. Manchmal vergaß sie darüber, wen sie hatte anrufen wollen. Sternstunden, wenn ein seltener Energieschub zum Verfassen einer Briefkarte ausreichte. Ihre früher so schön geschwungene, klare Handschrift jetzt krakelig, kaum zu entziffern, rauf und runter, gezickelt, gezackelt, klitzeklein.

Anfangs hangelte sie sich noch mühsam allein vom Sofa über den Sessel und die Stuhllehne zur Türklinke, von da am Fenstersims entlang zum Klo. Dann brauchte sie Hilfestellung und Stütze bei jeder dieser Etappen – nicht zuletzt, dachte Thea grimmig, weil sie sich hartnäckig weigerte, Stock oder Rollator zu benutzen. »Ich bin doch keine Krücken-Oma!«, empört. Inzwischen hätte ihr auch ein Stock keinen zuverlässigen Halt mehr gegeben.

Nach dem Sturz konnte sie sich ohne Hilfe kaum mehr

durch die Wohnung bewegen, die Spaziergänge draußen hatten sie längst eingestellt. Am Ende verbrachte sie den größten Teil des Tages auf dem Sofa liegend. Von Zeit zu Zeit entglitt ihr das Buch, das sie in der Hand hielt. Dann schreckte sie hoch: »Denk nicht, ich hätte geschlafen! Ich habe nachgedacht.« Sie brauchte das wohl mehr für sich, als um Thea zu täuschen.

Kleinste Handreichungen erschöpften sie. Aus tiefen Sesseln konnte sie sich allein nicht mehr aufrichten. Manchmal staunte Thea darüber, wie lange sie es überhaupt noch ohne Hilfestellung in ihr Bett geschafft hatte. Sie war durch die Osteoporose so geschrumpft, dass sie sich qualvoll recken musste, um mit dem Po die Bettkante zu erreichen. Die Beine seitlich nachzuziehen, erwies sich als schwierigstes Unterfangen. War ihr das keuchend gelungen, blieb sie lange über der Bettkante hängen, zappelnd wie ein unglücklicher Käfer, eine gefährliche Balance, bis sie wieder genug Kräfte gesammelt hatte, sich vom Betttrand in die Mitte zu schieben. Thea lebte in beständiger Angst, sie könnte bei dieser Prozedur aus dem Bett kippen.

Mamachen mühte sich ab und kämpfte. Manchmal gab es noch kurze Augenblicke, in denen ihr alter Witz aufblitzte, ihre Fähigkeit zur Selbstdistanz. »Der Doktor denkt, sie ist perdü, aber nein, noch lebet sie«, begrüßte sie Dr. Rackermann bei seinem letzten Besuch und kicherte. Doch als er sich auf ihren Ton einließ – »Ich sehe, es geht Ihnen wieder besser, notieren Sie sich jetzt schon mal, dass ich zu Ihrem hundertsten Geburtstag eingeladen werden will« –, da verdüsterte sich ihr Gesicht. »Larifari, Firlefan, Sie brauchen mir nichts vorzumachen.«

Gegen Abend bildeten sich hektische rote Flecken auf ihren Wangen und ihre Atemnot, das panische Keuchen, nahm zu. Wie fest sie Thea manchmal am Arm packte, Halt suchend! Als konzentrierte sich der ganze Rest ihrer Lebenskraft in diesem klammernden Griff. Was will sie mir noch sagen?, dachte Thea, und manchmal auch, mit schlechtem Gewissen: Warum lässt sie nicht einfach los? Wann geht sie endlich!

Es gab so viel Unausgesprochenes zwischen ihnen. So vieles, das sie kaum zu denken wagte.

Wenn Mamachen eingeschlafen war und die Muskulatur um die Kiefer erschlaffte, lockerte sich unweigerlich der obere Teil der Vollprothese und rutschte ein bisschen nach vorn, dann bleckten sich im geöffneten Mund die künstlichen Zähne, viel zu lang und viel zu weiß für ihr kleines eingefallenes Gesicht. Ein Totenkopf, dachte Thea schauernd. Diese tief in den riesigen Höhlen liegenden Augen, diese so hauchdünn gewordene papierene Haut, die den nackten Schädel überzog, seine Schutzlosigkeit betonend, und nur über den Wangengruben ziehharmonikaartige Falten warf. Was hält sie bloß noch hier? Sie zuckte schuldbewusst zusammen, wenn Mamachen ganz plötzlich die Augen aufriss, ihre sehr hellblauen Augen, und Thea fixierte mit einem Blick von weit her.

»Wie fühlst du dich heute?«

»Geht so. Aber es war eine grässliche Nacht. Ich liege wach und denke schlimme Dinge.«

»Was für Dinge?«

Mamachen holte tief Luft und sah Thea nur an.

Die ertrug das Schweigen nicht, wandte sich ab und

trat ans Fenster, schaute hinaus, Januar, Februar, häufig ein hoher blauer Himmel, frostiges Hellblau, kleine weiße Wölkchen, die wacker über die kahlen Platanen dahinmarschierten. Nur Kulisse, denn eigentlich gab es keine Welt außerhalb dieses Zimmers mehr. Sie fühlte Mamachens Blick im Rücken und wusste nicht, was sie ihr sagen sollte. Du weißt doch selbst, dass du stirbst. Hast du Angst vor dem Sterben?

Mamachens Aktionsradius schrumpfte jetzt mit der gleichen unheimlichen Geschwindigkeit, mit der sie an Gewicht verlor – man konnte förmlich dabei zusehen. Thea ertappte sich dabei, wie sie ihre schlafende Mutter belauerte. Vielleicht wird sie ja ganz ruhig sterben, sie wird einfach so in sich selbst versinken. Sie wird immer müder und müder und durchscheinender und leiser und leiser werden, bis sie eines Tages nicht mehr da ist. Sagte man nicht »verlöschen«? Sie wird weniger und dann ganz unsichtbar werden und sich in nichts auflösen. Vielleicht war das ein Wunsch. Und dass es jetzt, am Ende, schnell gehen sollte.

Nach der Rückkehr aus dem Krankenhaus schien Mamachen zunächst einigermaßen ruhig. Dankbar, wieder in ihrem eigenen Umfeld zu sein und einigermaßen befriedet, als sei sie bereit, den Dingen ihren Lauf zu lassen, ohne sich aufzubauen.

Der nächtliche Terror begann erst nach dem Sturz. Bis dahin hatte sie eigentlich gut geschlafen, mithilfe eines – wie Dr. Rackermann versicherte – relativ sanften Schlafmittels. Doch dann stürzte sie auf dem Weg zur Toilette – wieder hatte sie sich allein auf den Weg gemacht, statt

Frau B. um Hilfestellung zu bitten! – und brach sich zwei Rippen. Die Frakturen drückten – so der Doktor – auf die Lunge und verursachten, im Verein mit der Bronchitis, Bedrängnis, Schmerzen, Atemnot. Er verschrieb Mama-chen morphiumhaltige Schmerztabletten.

Sie zeigte kein Interesse mehr für politische Sendungen im Fernsehen und sie schrieb auch keine Briefe mehr. Thea wünschte sich fast, sie würde noch manchmal von ihren Liebesabenteuern und vergangenen Zeiten erzählen. Rede mit mir, dachte sie manchmal, so rede doch mit mir, irgendwas, wenn Mamachen nun fast den ganzen Tag apathisch auf dem Bett lag, vollständig angezogen, darauf legte Frau B. wert, ein Buch neben dem Kopfkissen.

»Soll ich dir was vorlesen?«

Mamachen sah mit einem abwesenden Blick durch Thea hindurch und schloss die Augen.

In den allerletzten Nächten war dann diese schreckliche Unruhe über sie gekommen. Thea übernahm die aufreibenden Nachtschichten, damit Frau B. sich tagsüber ausgeruht um Mamachen kümmern konnte.

Alle paar Augenblicke wurde sie von Mamachens Umtrieben geweckt. Nach dem ersten Gang aufs Klo, gegen elf Uhr, bei dem Thea sie stützte, fror sie und bat um eine zweite Decke. Um Mitternacht wollte sie sich das Hemd von der Brust reißen, weil es »zu eng« sei; wahrscheinlich war es das orthopädische Korsett darunter, das Beklemmungen verursachte. Dr. Rackermann riet daraufhin, es nachts wegzulassen – ohne es dürfe sie aber ganz bestimmt keinen Schritt allein tun, wegen der Gefahr eines neuerlichen Sturzes, schärfte er Thea ein, der unweigerlich